



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Allerhand Erzählungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Allerhand Erzählungen



icht jedes Buch eignet sich dazu, auf den Weihnachtstisch gelegt zu werden, und welches aus einem größern Vorrat die Wahl trifft, für das ist es schon eine Empfehlung, und braucht man eh keine Kritik mehr drum herumzuthun, für die die Leute auch um Weihnachten am wenigsten Zeit übrig hätten. Unvermerkt gelingt einem der erste Satz etwas Roseggerisch, wenn man eben einen neuen Band Rosegger gelesen hat und sich dann zum Schreiben hinsetzt. „Idyllen aus einer untergehenden Welt“ (Leipzig, Staackmann) mögen eine kleine Reihe guter landschaftlich gefärbter Erzählungen eröffnen, an die sich dann der moderne städtisch kultivierte Roman anschließen wird. Rosegger giebt in diesen dreißig kurzen Skizzen Erinnerungen an das im Schwinden begriffne „heimständige“ Leben des Alpenvolks, das allmählich vor den Eisenbahnen und Maschinen zurückweicht. Er hat ihnen eine elegische Betrachtung vorausgeschickt über diesen Weltuntergang, die Geschichten selbst aber enthalten viel Heiteres und vielerlei Dverbheiten, wie sie eben in der Natur des Volkes liegen. Ein Band Rosegger ist immer des Lesens wert, im ganzen wird man aber die etwas mehr ausgeführte Erzählung für seine Darstellungsart vorteilhafter finden, und wir meinen, auch in der Skizze wäre der Dichter schon glücklicher gewesen als diesmal. — Schweizerische Geschichten, zumal solche, die bei schweizerischen Verlegern erscheinen, sind niemals schlecht; die Gattung ist eigentümlich und dort beliebt, sie findet aber auch sachkundige und strenge Beurteiler, die Erinnerung an die großen Muster ist noch lebendig. „Neue Vergnoven“ von Ernst Zahn (Frauenfeld, Huber) sind sehr zu empfehlen, der Grundton ist ernst, die Schilderung kräftig und knapp, der Dialog gut, auch im Dialektischen. Eine einzige größere Erzählung von Joseph Joachim: „Lonny, die Heimatlose“ (Basel, Schwabe), handelt von Hauderern (Zigeunern, würden wir heute sagen), die ehemals kesselflickend, wahr sagend und bettelnd das Land durchzogen, bis sie endlich sesshaft gemacht wurden. Sie waren den Bauern unentbehrlich, obwohl sie ihnen bei ihrer Frechheit als eine große Plage auflagen; sie gehörten mit zum Wilde einer Zeit, die etwa um ein halbes Jahrhundert zurückliegt. Ein solches Hausirerkind ist Lonny, sie wird die Frau eines tüchtigen Bauernburschen, aber es war nicht ihr Glück, eine Verbindung zwischen diesen zwei fremden Elementen that dazumal noch nicht gut. Solange der junge Mann lebt, kann er die Frau gegen die Seinen und die öffentliche Meinung seines Gesellschaftskreises schützen; nachdem er plötzlich verunglückt ist, treibt man sie aus dem Hause, ihm nach in den See, wo er begraben liegt. Die Geschichte hat ein Meister geschrieben, sie ist tief und an einzelnen Schönheiten reich. Wir sagen das, obwohl die sehr ausgedehnte Schilderung des Lebens der Hauderersleute mit ihren Unterhaltungen im Gaunerndialekt unserm persönlichen Geschmack keineswegs zusagt. Daß sich

übrigens die Bäuerin „von dem sie getroffenen Schläge“ erholte, findet man doch sonst nur in Todesanzeigen ungebildeter Leute gedruckt. — „Im Nebel“ ist der Titel von fünf durch einen Rahmen verbundenen „Erzählungen aus den Schweizer Bergen“ von J. Boßhart (Leipzig, Haessel). Touristen, die in einer Sennhütte zurückgehalten werden, verkürzen sich die Zeit mit Erzählen. Den Rahmen hätten wir dem Verfasser gern geschenkt. Warum? Er macht einmal über eine Person einer Erzählung, Professor Wendelin, folgende treffende Bemerkung: „Er hatte, was wir Deutschschweizer alle mehr oder minder haben, er wußte sich nicht umzuthun; tüchtig, wo er sich auf die eigne Kraft verlassen kann, fehlt ihm das Geschick, sich ins rechte Licht zu stellen, sich zu präsentiren.“ Dies könnte man von sämtlichen Figuren des Rahmens sagen, und ohne diesen hätten sich die einzelnen Geschichten eher noch besser präsentirt. Von diesen hat jede für sich in der Schilderung ihre ganz besonderen Vorzüge. Spannend sind „Die Grenzläger,“ großartig ist „Vom Golde“ (Viehsterben auf der Alp infolge eingeschleppter Rinderpest). Aber wir geben zwei andern noch den Vorzug. Die eine ist nicht anmutig, aber tief und ernst. Professor Wendelin war einst ein armer Bauernjunge, der von Almosen studiren mußte, das letzte, als die Not am größten war, nahm er von seiner nachmaligen Frau, er heiratete sie aus Dankbarkeit. Nun hatte er eine Gelotin, die ihn liebte, wie eine Kage ihr Junges, für die er aber doch schon bald beim besten Willen nichts mehr empfinden konnte als Erbarmen. Aber er trug seinen Kummer mannhaft; seiner Frau blieb jede Ahnung fern. Nicht er allein büßte jene Schuld, wenn es eine war. Er hatte, um der Wissenschaft leben zu können, seinen Verstand mit der Dummheit vermählt. Er hatte seine Nachkommen des Geistes beraubt, um den seinigen leuchten zu lassen. Sein Sohn und sein Enkel heirateten so, daß das Geschlecht tief verkümmerte noch unter den Augen des Alten, der einst so hoch über seinen Stand emporzusteigen meinte. Nun wird auf ergreifende Weise berichtet, wie er erst einem kleinen Hunde, dann seinem Ur-enkel und darauf sich selbst das Leben genommen hat. Die andre ist eine reine Bauerngeschichte, „Wenns lenzt“: einem Burschen stirbt seine Versprochne, und beim Totenfranzflechten findet er eine andre. Diese Erzählung ist von einer so überzeugenden Schönheit, daß sie von keinem Jeremias Gotthelf oder Rosegger, oder was für Superlative man sonst heranziehen will, übertroffen wird.

Eine Erzählung von Luise Gläz: „Im Mund der Leute“ (Leipzig, Grunow) bringt uns ins Thüringer Land. Dort liegt ihre Heimat, und das Leben der kleinbürgerlichen Kreise in einer thüringischen Stadt ist der Vorwurf ihrer sehr lebendigen Schilderung. Die Hauptpersonen sind der Stadtbaumeister und sein Freund, ein nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückgekehrter Maler. Was sie diesen einmal aussprechen läßt, das kann als Grundton der Erzählung angenommen werden: „Altes, wunderliches, dauerhaftes Deutschland, karg bedacht mit klassischer Schönheit, begabt mit einem Boden, der sich abringen läßt, was andern Völkern in den Schoß geworfen wird, und doch lieblich und reich und innig, himmelaufftreibend und tiefwurzelnd, die alte, trauliche, unveränderte Heimat.“ Der erste Teil des Buches führt uns das Wirken der beiden Männer vor. Ihre Charaktere sind bis auf den Grund ausgearbeitet. Außer ihnen treffen wir noch eine ganze Anzahl allerliebster Nebenfiguren, Helmschen, die Tochter des steifledernen Kanzleirats, und ihren Bruder, den Gymnasiasten Ernst, ferner zwei Töchter des Stadtbaumeisters und einige junge Männer aus den Kreisen der Stadtverwaltung. Der Baumeister stirbt über den Plänen zu einem Rathausbau, seine Gedanken stiehlt sein Assistent, dessen Betrug von der ältern Tochter entdeckt wird. Der

Maler nimmt sich der hinterlassenen Familie an, wird aber durch eine Intrigue für eine Zeit lang weggetrieben. Die Intrigant, eine der Kunstkritik obliegende verblühte Schönheit aus Berlin, beansprucht mit ihrer vorzüglich gezeichneten, aber an sich widerwärtigen Persönlichkeit in Folge der ihr zukommenden Rolle in dem zweiten Teil leider den Hauptplatz. Glücklicherweise gelingt ihr Werk nicht, und der bessere Teil der Menschheit kommt wieder nach oben, insonderheit erreichen zwei sympathische kleine Mädchen, Helchen und die jüngere Baumeisterstochter, den Wunsch ihres Herzens, nämlich brave junge Männer zu heiraten. Mitten in einer spannenden Wendung schließt die Erzählung, Gutes verheißend, ab. Die Verfasserin hat die Gabe, angenehm zu schildern, sie hat auch Wiß und, wo es erforderlich ist, Schärfe, und sie beherrscht mit ihrer Erfahrung und ihren Kenntnissen den Schauplatz und seine Handlungen durchaus. Sie ist mit großem Ernst dem Studium der Thatsachen nachgegangen und hat es dadurch zu Wege gebracht, daß sie uns statt verschwommener Vorstellungen klare Bilder geben kann. Sie ist ebenso realistisch, wie die erfolgreichen modernen Erzähler, die planmäßig auf Realismus ausgehen, aber sie übertreibt nicht wie sie und bleibt immer genießbar. Wir wünschen ihr Sammlung und fernere glückliche Stimmung, dann wird sie einmal in der vorerften Reihe unserer deutschen Erzählerinnen ihren Platz einnehmen. „Im Munde der Leute,“ geschmackvoll ausgestattet in zartem Satinbände, ist ein vielverheißender Anfang dazu. — Landschaftlichen Charakter hat auch ein anderer schon älterer Roman von Th. G. Pantenius, „Allein und frei“ (neue Auflage, Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, zwei Bände); es war die erste größere Leistung des Verfassers. Geschildert wird das Leben eines jungen Balten von guter Familie bis zu seiner Verheiratung; annähernd ein Drittel handelt von seinem Schul- und Universitätsaufenthalt (Erlangen, wie es scheint), es ist eine Art pädagogischen Romans. Materielle Deckung und Kulturniveau sind für unsre deutschen Verhältnisse recht hoch; die Ostseeprovinzler sind ja wohlhabend, und jede Familie zählt dort wenigstens einen echten Baron unter ihren Verwandten. Je unbehaglicher für sie die Verhältnisse in dem heutigen Rußland werden, desto stärker spüren wir in Deutschland die Einwanderung einer sehr leistungsfähigen geistigen Konkurrenz. Die Kolonie bringt das Bild ihrer Heimat mit sich herüber und pflegt es weiter in Chronik und Erzählung. In diesen Zusammenhang gehört der Roman „Allein und frei.“ Er ist gut geschrieben, mit Betonung alles dessen, was für die baltische Anschauung von Wert ist, und vornehm und ideal aufgefaßt. Man kann sich kaum einen größern Gegensatz denken, als zwischen ihm und den oben betrachteten Erzählungen aus der Schweiz: er ist für Herrenleute, würde man dort etwa sagen. Wenigstens nicht für jedermann, müßte man zugeben. Man muß etwas die Art der Menschen kennen, von denen er handelt, dann wird man ihn interessant und als menschliches Dokument zutreffend finden. Daß den Landsleuten des Verfassers die neue Auflage besonders willkommen sein wird, ist selbstverständlich.

„Alltagsleute“ von Wilhelm Meyer-Förster (Berlin, Fontane u. Komp.) ist ein richtiger, gewandt geschriebener, unterhaltender und spannender Großstadtroman. Besserer Berliner Bürgerstand, jüdische Finanz, verarmte Vornehmheit, Leute aus dem niedern Volke, Rizza und Monte Carlo, Zellengefängnis, Hochzeitsfeiern der verschiedensten Art — eine Überraschung folgt der andern. Der Humor ist gut, und die Moral der Geschichte ebenfalls annehmbar, manches ist übertrieben, aber ohne das ließen sich „Alltagsleute“ nicht wohl interessant machen; nichts geht tief, aber es wird keinen Leser gereuen, mit diesem Buche einige Stunden hingebracht zu haben. — Wesentlich höher steht „Die Andere“ von Clara Biller (Dresden

und Leipzig, Reifner) nicht nur, weil vornehmere Leute darin auftreten, sondern wegen der Auffassung des Lebens und namentlich wegen der feinen Form: lauter Briefe und Tagebuchblätter ohne ein Wort der Erzählerin. Diese Darstellung ist, ganz abgesehen von ihrem höchst unterhaltenden Inhalt, schon ein kleiner literarischer Genuß. Die Handlung hat auch hier ihren Mittelpunkt in Berlin. Ein herzensguter, verschuldeter Gesandtschaftsattaché, Graf Beslöwen, sucht sich eine reiche Frau und gerät anstatt an die jüdische Millionärstochter, die ihm vorgeschlagen worden ist, an deren Gesellschafterin, ein armes adliches Mädchen, das ihm so gefällt, daß wirklich eine glückliche Ehe daraus wird, nachdem ein guter kinderloser Onkel das Finanzthema erledigt hat. Viel unterhaltendes Personal: Vater und Mutter des jungen Grafen, Tante Stiftsfräulein, die ganze Familie Sonnenthal, erst vor kurzem aus Gleiwitz importirt, endlich ein russischer Diplomat, der zuletzt noch zur Entschädigung Leah Sonnenthal heiratet und unglücklich macht. Die Rollenverteilung ist gut, und die Führung der Handlung geradezu vorzüglich. Wie vollständig eingeführt fühlt sich z. B. der Leser durch folgende Tagebuchschnitzel Leahs: „Mama ist außer sich. Sie hat ihr feinstes Brüsseler Kantentuch aus Born zerrissen und zankt mit Papa, daß er Tina ins Haus brachte. Aber wenn der Beslöwen sich in sie verliebte, weil er sie für die reiche Sonnenthal hielt, so wird er sich wahrscheinlich wieder entlieben, wenn er hört, daß sie die reiche Sonnenthal nicht ist. Ich finde darum noch keinen Grund, ein Taschentuch zu verderben, das 250 Mark gekostet. — Mir ist Tina ziemlich gleichgiltig. Damals, ehe ich in die Pension nach Breslau gegeben wurde, waren wir lange nicht so reich wie jetzt. Tina war Waise und sehr arm, aber von Adel, und es schien mir da eine Ehre, daß meine kleine Freundin eine Adliche sei. Jetzt ist es eine Ehre für Tina, meine Gesellschafterin zu sein. — Papa meinte, ich müßte mich taufen lassen, wenn der Beslöwen das zur Bedingung mache. Wozu? wir sind ja nicht orthodox und essen Schweinefleisch, wenn wir auch Pessach feiern. Papa aber sagte: Betrachte das Christentum wie ein Kleid, das du vor den Menschen trägst, und unter dem du bleibst, was du bist, eine Israelitin.“ Man sieht, auch der Stoff ist echt, nicht bloß die Form gut.

Dieses gilt ebenfalls in hervorragendem Maße von einem österreichischen politischen Zeitbilde in der Form eines Romans: „Die Inklusiven,“ von Edith Gräfin Salburg (Leipzig, Grübel und Sommerlatte). Gemeint ist mit dem Titel der österreichische Hochadel, der die Ämter unter sich verteilt und andre arbeiten läßt, die Handlung spielt in einer Provinzialstadt (Graz) und reicht bis zu Baden's Sturz, den man nebst vielen andern öffentlichen Persönlichkeiten hinter den geänderten Namen erkennt, die Verfasserin aber, die dieses Stück Bankrott der habsburgischen Gesamtmonarchie mit sicherer Feder scharf zeichnet, ist eine deutschgesinnte Steiermärkerin, die schon zwei andre von der Kritik sehr günstig aufgenommene Schilderungen der heutigen österreichischen „Gesellschaft“ veröffentlicht hat. Wer wissen will, wie es darin hergeht, der soll diese glänzend geschriebenen Bücher lesen. Die Verfasserin macht einige sehr sympathische Persönlichkeiten zu Trägern ihrer Gedanken. Einige Proben davon geben eine bessere Vorstellung von dem Werte des Buches, als ein Versuch, es weiter zu charakterisiren. Graf Rauensfels sagt zu seinem jungen Freunde Fred: „Die Wahl eines Lebensberufs kann nicht oft genug überlegt werden. Der Adel gestattet seinen Söhnen nur die Diplomatie, die Beamtenkarriere und den Waffenrock. Alle übrigen Stellungen, die hohen Ehren des Professors, des Arztes, des Künstlers und Technikers verurteilt er als unstandesgemäß. Die Besten der Menschheit, ihr geistiger Adel konzentriert sich eben in diesen von uns unter-

schätzten Stellungen. Daß wir so grenzenlos herunterkommen, liegt in unsrer Einseitigkeit voll unverschämter Selbstüberhebung. Wir haben Talente so gut wie andre, aber sie scheitern an unserm miserablen Charakter. Wir würden uns der Dinge schämen, die drei Viertel der Menschheit sich zur Ehre anrechnet. Ja, wir sind eine eigenartige Sippe." Mit dieser Lehre geht der junge Graf Fred zu seinen Tanten, die seine Erziehung zu überwachen haben, und denen es ein entsetzlicher Gedanke ist, daß er Künstler werden und nun gar in Berlin studiren will, weil er meint, nur dort ungestört arbeiten zu können. Bald darauf erstattet er seinem Mentor Rauenfels folgenden köstlichen Bericht: „Stark wars schon, aber, weißt, gesund wars ihnen. Alles hab ich herbellamirt, die G'schicht mit dem Vorurteil, daß unsereins 's zehnte, wozu ers Talent hat, nicht sein soll, das Faktum, daß ich Architekt und Künstler werden will, alles hab ich hergschnattert. Pass warens, sag ich dir, einfach pass. Besonders die La-Tant; die Mi-Tant, weißt, die kriegt man nicht so leicht unter, die ist selber Schnellturnerin mit der Zunge. Du, die hat g'schaut, wie ich loslegt hab über meine Menschenrechte. Ja, dann habens gweint und eine Red ghalten, die hätt Kürzungen vertragen, sag ich dir. Die La-Tant hatn Gotha gholt und mir alle großen Familien vorglesen, mit denen ich verwandt bin, und die Mi-Tant hat mir in drohendem Tone alle alte Herren aus der Familie vorgehalten, die überhaupt nie was gewesen sind als wie Zeitgenossen. Alle Ahnen habens aus die Gräber aufbeutelt, die armen Hascher, und aufmarschieren lassen. Ich bin erst jetzt so recht drauskommen, daß noch nie einer was gewesen ist, und daß 's höchste Zeit war, einer fing an, was zu sein." Und ein dritter dieser tüchtigen Menschen, auf die, wenn ihrer mehr wären, die Verfasserin ihre Hoffnungen setzen würde, Graf Attulin, sagt seinem Freunde: „Das beste Mädchen nehm ich mir, Rauenfels, und was die Familie betrifft, wir Attulins machen unsre Frauen zu dem, was wir sind, weißt du, und heiraten für uns, nicht für die Leute."

Und nun mag sich noch ein zierlicher kleiner Ganghofer anschließen, kein Alpen- oder Dorfroman, sondern einer in der Art seiner „Bacchantin," italienischer Himmel und Reifestimmung — „Rachele Scarpa" (Stuttgart, Bonz u. Komp.). Der Erzähler lernt die genannte Dame, eine Malteserin, in Konstantinopel kennen, wo er sie aus den Händen eines griechischen Straßenräubers befreit, dann, auf weiter verschlungenen Wegen, trifft sie ihn in Wien wieder und wird seine Gattin. Die Geschichte ist gut und spannend erzählt, sie hat aber etwas vom Stil eines Reiseabenteuers und nicht ganz die innere Glaublichkeit, wie wenn deutsche Schriftsteller einheimische Figuren auf bekanntem Boden spielen lassen. Man liebt ja jetzt bei uns wieder diese südländischen Motive, und ein so gewandter Darsteller, wie Ganghofer, macht sie uns ganz annehmbar. Seine echten Jagdgründe bleiben immerhin die Voralpen.

